

... auf die Welt bringen." Ein Mann aus
 diese Worte: „Und das nennt man Freiwirtschafts-
 System! ... Man sieht, daß die Aristokratie
 der Londoner über die Einführung der Staats-
 Banknote sehr auseinander gehen. Jedemfalls
 entspricht die patriotische Stimmung kaum geeignet,
 die englischen Millionenvermehrung all das zu be-
 schaffen, was ihr so dringend fehlt.“

Der König von Cacao.

— **Womans** eines deutschen Handwerksbüchsen. —
 Cacao oder Schokolad, wie das längst ge-
 wöhnliche Gebäckbrot heißt, hat seine Ver-
 gangenheit. Archäologische Funde haben ergeben,
 daß die ägyptische, 246 Meter über dem Meer
 gelegene Festungsstelle dem fruchtbarsten Schokolad-
 bild der Römer nicht entgangen ist —, sonst aber
 schweigen hier die Jahrhunderte bis in die
 Ballustritten des 19. Jahrhunderts hinein, mo
 dieses ein erhellter Stamm im dies Zentrum
 einer getriebenen Weltwirtschaft geföhrt wurde.
 Aber in der noch ungeschichteten Kulturge-
 schichte des Deutschlands auf dem Balkan spielt
 es dafür eine um so größere Rolle: das ganze
 moderne Schokolad ist die Schöpfung eines
 ehemaligen deutschen Handwerksbüchsen und
 späteren Millionärs Ferdinand Sren, der als
 Selbsterzieher von seinem Bruder Jakob, der die
 Fühlorgel als einen in dieser nach orientalischem
 Brauch ziemlich mobilsten Gegenstand recht
 ragwürdigen Lebensbedarf erwarbt hatte, um
 1845 seinen Zugang in das Städtchen hielt.
 Das „Leben auf der Balze“ hatte ihn
 manche Handfertigkeit und die Kunst, überall
 sich nützlich zu machen, gelehrt, und so trieb er
 zuerst Blauschwarz, braute das Erzeugnis aus
 rühmlichem Reichtum, ward schließlich als Granitwerks-
 behälter reicher und reicher und entließte zu
 seinem Vorteil und auch zum Nutzen seiner
 neuen Heimatstadt eine unermüdete Bautätig-
 keit. Nicht zu vergessen ist, daß es nach den
 späteren biographischen Notizen, die ein öster-
 reichischer Biograph in dieser nach orientalischem
 Mann kammen konnte, nur seine „sprachliche“
 Redlichkeit war, die ihm trotz seiner deutschen
 Abkunft allgemeines Vertrauen erwarb.
 Sren war der erste Volkstribun in Serbien,
 der sich nicht wie die vielerbüchten Gebden
 Karolozog und Mikola Obronowitsch auf stolzen
 von Eitel und Ears befreiten, sondern neue
 logische Gesichtspunkte und vernünftigen Lebens-
 bräuche. So gründete er einen hundertjährigen
 aus dem arme Schüler ein Stipendium erhielten,
 setzte unter vielen Kämpfen eine gründliche Ca-
 nalisierung des früher einen Miasmenherd bildenden
 Städtchens durch, erwarb die Anpflanzung von
 Straßenbäumen und reformierte noch manches
 andere mit großer deutscher Zucht.
 Die Gemalt und wohl ziemlich einzig dastehend
 ist eine merkwürdige Banpflanzung, er errichtete
 nämlich große schöne Katernen, die er dem
 Staate vermietete. So wohnt die besoffene
 Nacht in Schokolad in den Säulenhallen eines
 Deutschen zu Galle. Ferdinand Srens Ver-
 dienste um das Vaterland in Serbien sind er-
 hiebst nicht recht wertlos, denn er hat mit einem
 keiseren Sinne als früher, und er kann als
 „König von Schokolad“ fortleben.

Vermischtes.

Frangische Sandelecken. Die blühende
 Erdkunde, die die Franzosen auf alles
 verwenden, was ihnen zur Verherrlichung Deutsch-
 lands geeignet erscheint, ist sogar unerschöpflich.
 Nimmst du der „Exceller“ einen neuen „Ze-
 wimmer“ für die Minoritätigkeit Deutschlands ge-
 geben. Er hat, so behauptet, die Weltgenossen
 genannten Christen, zu deutsch Sandelecken
 gekostet, um aus den Urteilen aller die Hand-
 linnen der Deutschen den folgenden Schluß zu
 ziehen: „Die Lebenslinie zeigt zahlreiche
 Schwannungen, — dies ist scheinbar ein Wagen-
 trankreisen zurückzuführen, die durch die deutsche
 Frangie veranlaßt sind. Die Bemerkung ist nur
 inhaltlich ungenügend. Die Zeichen von Familien-
 stamm und Erbgang sind kaum sichtbar. Dagegen
 zeigt sich die Linie der Gestein mit besonderer
 Deutlichkeit.“ Nach dieser geistreichen Unter-
 suchung wäre es interessant, nun einmal die

Landlinien der Franzosen unter die Lupe zu
 nehmen. Wenn nicht alles richtig, müssen die
 Zeichen der Dummheit und Großmütigkeit sich
 bei ihnen einer besonderen Schärfe erfreuen.

Die Zimmern.

— **Aus Englands Treiben.** —
 Die aufsteigende Klasse, das die Urge-
 schichte der britischen Inseln in festem Dunkel
 liegt und den Umänderungen der Alten Jahre
 hunderte lang entgangen ist, wird von Dr.
 Becker in einer kritischen Unteruchung der
 „Geographischen Zeitschrift“ eingehend beleuchtet.
 Diese Zeitschrift ist umso merkwürdiger, als ja
 Großbritannien als wichtiger Zimmerelement einer
 hervorragenden wirtschaftliche Bedeutung für die
 alte und sogar für die vorsehentliche Welt belag.

landen brachte. Jedenfalls ist der Verkehr mit
 dem britischen Zinnland älter als jede uns be-
 kannte geschichtliche Tatsache. Aber die späteren
 Jahre des Mittelalters, den man heute zu
 den großen Seefahrern aller Zeiten zu
 zählen liebt, sind leider zu wenig polnische Nach-
 richten enthalten, und ebenso von anderen
 himen Handelsgeschichten. Auch im Altertum
 konnte die Kenntnis davon nicht sehr verbreitet
 sein, sonst wäre nicht Julius Cäsar als erster
 Entdecker des Runderlandes in Rom durch das
 größte bislang dort abgehaltene Dankef ge-
 führt worden.

Der geniale Entdecker, der zugleich ein be-
 deutender geographischer und ethnographischer
 Forscher war, erkannte den Stratum bald, aber
 in der Identifizierung blieb ihm der Entdecker-

malum als Bezeichnung des Apfels ist die
 lateinische Wiedergabe des griechischen Wortes
 melon (das lateinische Wort melone bedeutet
 also so viel wie großer Apfel) und es ist also
 ein hoher Zufall, wie man ihn so oft in der
 Sprachgeschichte trifft, daß das Wort genau
 dieselbe Form aufweist wie das Neutrum von
 melus (schlecht).

Es ist klar, daß die Erinnerung an den
 Genuß eines Apfels von dem dem Vorhanden-
 kommen der Getreidefrucht dazu beigetragen hat,
 viele Lehren an und für sich getrennten Sprach-
 bezeichnungen so eng zusammenzufügen. Aber
 diese spielte ja bekanntlich in der griechischen
 Mythologie der Apfel der Erbe (der Göttin der
 Zucht) eine sehr verhängnisvolle Rolle.
 Im Einklang mit der mündlichen mittelalter-
 lichen Darstellung liegt folgende Scene:

Ein polnisches Nationalmuseum in Rapperswyl (Schweiz).



1. Landschaft mit dem Herrenhaus. 2. Das Gemälde: „Nach ist Polen nicht verloren.“
 3. Spenbild aus Rapperswyl, im Hintergrunde
 das alte Schloss, das seit 1870 das Nationalmuseum
 enthält. 4. Gemälde: „Rus der Zeit“

Das Zinn kommt von allen technisch im
 Großen verarbeiteten Metallen auf unserer Erde
 am leichtesten vor, den antiken und vorsehentlichen
 Völkern war es unentbehrlich zur Ver-
 fertigung der Bronze, die in der Urzeit fast
 eine so bedeutende Rolle spielte, daß eine früh-
 kulturperiode geradezu die „Bronzezeit“ heißt.
 Da von der Entstehung der vorsehentlichen
 Bezeichnungen seine Rede sein kann, bleibt die
 erste wichtige Frage: wann haben die Wörter
 zuerst ihre Äußerungen bis zu den „Polnisten“
 — den „Zimmern“, ausgebreitet? Wann
 wurde der Abbau der ältesten Erzlager der Welt
 angefangen?

Immer. Jedemfalls aber haben seine Kolonial-
 krieger in Frankreich, den alten Gallien, und
 England die römisch-griechische Kultur dorthin
 gebracht und damit den Keim der späteren Ent-
 wicklung zur „lateinischen“ und angelegentlich
 Klasse mit all ihren Schwächen gesät.

Der Apfel.

Wissenschaftliche Vorbemerkung.
 Malum o malo (das ist Apfel kommt von Apfel)
 wählte man bei uns im Mittelalter im Mönchs-
 latein. Dieses Wortspiel ist auf die Tatsache
 gegründet, daß das lateinische Wort malum
 sowohl das Schlechte, als das Abel als auch
 den Apfel bedeutet. Beide Bedeutungen haben
 von Hause aus nichts miteinander zu schaffen;

„Es brachte Troja's Plamen.“
 In Wirklichkeit aber war man auch im
 Mittelalter sehr wohl davon angetan, denn
 Apfel ein Titel zu erheben, denn sonst hätte
 man der Kultur dieser verholten Dürstern
 nicht eine so große Sorgfalt zugewandt, wie es
 tatsächlich geschah.

In unserer Heimat war ursprünglich nur der
 kleine, unansehnliche und bittere Holzapfel
 heimisch; in den Gärten, die nach der Ent-
 führung des Christentums geränderten Kästern,
 wurden bei uns die ersten genehbareren Apfel
 gezogen. Weit mehr als die griechische ist die
 altertümliche Mythologie dem Apfel gerecht
 geworden; sie hat ihm keineswegs als unbedeutend
 und löblich, sondern vielmehr als das
 Gegenbild davon angesehen. Die hohe Sinnen-
 gültigkeit Diana heubete, nach der dem
 dem Zeit zu Zeit Apfel, um ihnen die Fort-
 dauer der Anfertigkeit zu sichern; nur dem
 Genuß dieser Apfel hatten sie die Erhaltung
 ihrer Jugend und Schönheit zu verdanken. Als
 der böse Kof die Göttin Diana entführt hatte,
 begannen nämlich die Götter zu altern, erst als
 Diana befreit worden war, wobei die Apfeln
 reamündliche Apfelbäume wieder aufkommen lassen
 konnte, erhielten sie ihre Jugend wieder zurück.

Aus dieser Darstellung, die den Apfel der
 griechischen Götterwelt, der Amroji und dem
 Metar gleichsetzt, kann man ersehen, welche hohe
 Wertschätzung unsere alten heidnischen Vorfahren
 dieser Frucht entgegenbrachten. Kundig wird
 denn in seinem bestimmten Gebiete dem Apfel-
 bauer einen „Wirt wundermüß“. Das Wort
 „Wirt“ weist nun bei uns auf den Apfel
 die einzige Bedeutung von freigeiglich hin, die es
 längst in unserer allgemeinen Sprache verloren
 hat. Als ganz so freigeiglich, wie uns ihn der
 Dichter schildert, erweist sich heute und namentlich
 in der festigen Strecksicht der Apfelpflanzung
 leider nicht; wir müßten seine Frucht ziemlich
 teuer bezahlen. Das Festen der Früchte aus
 dem Ausland bringt es hauptsächlich zuwege,
 daß wir in diesem Jahre für die Apfel höhere
 Preise anlegen müssen, als in früheren Jahren.

Nach der letzten Obstbaumzählung beläuft
 sich in unserem Vaterlande 24 Millionen Apfel-
 bäume gegenüber 21 Millionen Birnen- und
 25 Millionen Birnbäumen; der Apfel ist also
 bei uns allen übrigen Obstarten weit vran.
 Wenn trotzdem die heimische Apfelernte nicht im
 entferntesten Ausreicht, um den maßgebenden
 Bedarf unseres Vaterlandes an dieser köstlichen
 Frucht zu decken, so beweist dies, daß unsere
 Obstkultur noch großer und wichtiger Aufschwung
 harren. Gerade unter dem Einfluß der Kultur
 des Apfels wie kaum ein anderes; bei
 einer sorgfältigen Pflege wird gerade diese
 Frucht die Erwartungen des Obstzüchters nie-
 mals oder höchst selten enttäuschen.

Goldene Worte.

Der Mensch ist immer schätzbar, der
 einen bestimmten Gegenstand ganz und mit
 hellester Seele ergreift. — Schiller.
 Zeit deines Willens Herr und deines Ge-
 weisses Knecht. Marie v. Ebner-Eschenbach.
 Stürme des Herdes, wilde, wilde Gesehen,
 wie sieh ich euch! Ihr wettet aufeinander, was
 mochte und was ist, und macht Freude für die
 Entschiedenheit, den klaren, reinlichen Geist.
 Emil Cail.

Verfall der Saas- und Brauslebens, das
 durch diese Nämme gezogen war. Vorhänge
 und Teppiche fehlten ihm ganz, in vielen Zim-
 mern waren die Fenster geröttert. Nirgend
 war ein Platz, an dem man gern hätte weilen
 können.

Man hätte sich Abgesehen von den
 anderen gekannt. Daren Bangen war ger-
 flakert und voller Übermut durchdröherten sie
 Mann um Mann. Ihr Lachen durchfing alles,
 und das, was nicht die dazugehörigen des
 langen Meisines. Sie hörte: Imletions-
 herd, Mangel an Saucertöpfen, demoralisierende
 Wirkung auf Geist und Körper. — — —
 Da klopfte ihr Fuß. Sie war, abgetrennt
 von den anderen, in ein kleines Seitengewand
 getreten, und hüßlich wußte sie: hier hatte er
 seinen Wohnraum.

Das Zimmer war hoch wie die Ähren,
 aber mit kleiner. Ein einziges Fenster, groß
 und hochbogig, mit altnöchtigen Rahmen, die
 sich gegen das blaue Licht des alten
 vermilberten Partes hinaus. Von Fenster stand
 ein Schreibtisch, Papier und Rechnungsbücher
 lagen darauf. Daneben auf einer großen
 Schiefertafel, sorgsam ins rechte Licht gerückt, ein
 schönes Ölgemälde einer Frau mit feinen, über-
 zarten Zügen. An den Wänden erkannte das
 Mädchen sie: Es war die früh verstorbene
 Mutter des Erbherrn von Hellenhausen. Und
 nun erkannte sie noch mehr. Den feinen Mund,
 die ausdrucksvolle, kluge Stirn.
 Stumm stand sie davor. Eine stille Be-
 wegung füllte ihre Augen mit Tränen. Sie sah

und verstand den Zug summen Lebens, der
 durch dieses Frauennützlich ging.

In diesen Momenten hatte sie gemandelt. Hier
 hatte sie ihrem Jungen die ersten Worte, die
 ersten Schritten gelehrt.
 Sie stand so lange in weltverlorenen Er-
 griffenheit, bis das Bild für sie zu leben begann.
 Sie sah die Augen lebendig werden, als sich
 röhren, sah ein erstes Lächeln durch sie hin-
 geben — da tönten laute Stimmen herein. „Hier
 — auf dieses Zimmer kommt es hauptsächlich an“
 sagte eine Stimme, die nicht zu ihr Ge-
 richt gehörte, aber die sie kannte.
 Sie stand in der geöffneten Tür wie auf. Vor
 ihr stand in der geöffneten Tür Baroness Erna
 Klaußig in enganliegenden, blauen Kleidern.
 Vor nach drängten die anderen.

„Hi! Da siehst du, die Geduld! die Hinter-
 läufige! Nein, wer hätte solche Tüde in ihr
 vermutet.“

Magda empfand nicht einmal die seltsame
 Situation, in der sie den anderen entgegen-
 trat, sie rang noch immer mit dem Mann,
 der sie betrogen hatte, und der so plötzlich zer-
 stört wurde.

„Ja, ja“, sagte Fräulein von Klaußig hoch-
 müßig und grinste an der Zurückweichenden vor-
 über an den Schreibtisch, als glaube sie, Magda
 habe dort gelebt. „Es ist ja auch natürlich
 am interessantesten hier.“

Magda ergriff nicht recht den Sinn
 dieser Worte. Mit verdorrten Augen sah sie
 der Baroness zu.
 Wo kam diese so plötzlich her?
 Erst allmählich wurde es ihr klar: es war

die zukünftige Herrin des Schlosses, die hier
 verfierte. Der lachende Übermut der jungen
 Erbin war etwas niedergedrückt. Mit voll-
 dender Sicherheit trat Erna Klaußig ihre
 Anordnungen. Dieser Raum war für Wohn- und
 Arbeitszwecke des Hausherrn nicht dienlich. Ge-
 rad an nach hinten hinaus und abgetrennt, der
 konnte nur als Schrankzimmer oder dergleichen
 Verwendung finden.

„Dieses Bild aber ist ein Kunstwerk, das
 man an exponierte Stelle. Am geeignetsten ist
 es in dem vorderen Zimmer, das wir uns als
 „roten Salon“ gehabt haben. Eine Dra-
 mierung von rotem Bildnis muß in die Über-
 richtung mit der übrigen Einrichtung der
 sonst häufigen Staffeln sehr schön wirken.“

Magdalena schloß sich jetzt der einen ab,
 aber ein qualendes Gefühl lag in ihrem
 Herzen. Sie sagte sich ja selber, Baroness Erna
 war hier die Berechtigende, die Ausgelagerte,
 nach allem was sie über des Verhältnisses gehört
 hatte. Aber das Gemälde in Frage, die der
 ferne Besucher sich selber geordnet hatte, be-
 deutete sie mit einem Wehgefühl. Dies Ver-
 fahren und Verlegen seiner stillen Arbeitsstätte,
 und dann vor allen: Das Bild seiner Mutter
 als Kunstwerk behandelt, als Brunnfund für
 den Salon.

Er konnte es sich an seinen Arbeitsstisch zu-
 rücklegen, denn Magda sagte sich das tiefer
 und es würde nichts nützen an Einzel-
 heiten zu rufen, solange das Eine, Große fest-
 stand, die Entwörung eines fremden, verständ-
 nissvollen Willens in sein Leben.
 Wie im Traum folgte sie den anderen. Sie

sch die stolze, schlante Gestalt Ernäs wieder am
 Hügel sehen, sie hörte die so patriotischem
 Schwung ausgebaute Klage

Wenn das Herz schlänlicher,
 Ich so schwer das Reisen — Schiller

Und der höhere Ausdruck in den Zügen des
 Mannes fand ihr wieder vor Augen.
 War da wirklich — ein Konflikt zwischen
 den beiden? Oder war es nur eine Spielerei,
 die Kanne verdorrter Herzen, denen alles ge-
 ebnet wird, für die es keine Hindernisse und
 Klänge gibt?

Erna sah sich doch schließlich hier als Herrin an.
 Er mußte ihr also die Berechtigung zu
 diesem Aufenthalt gegeben haben. Gemäß hätte
 er auch ihr gelächelt, herüber zu kommen.
 Und wenn dem so war, warum quälte sie sich
 darüber? War das ihr das Recht, zu beob-
 achten und zu sorgen?

„Hi Gemalt identische sie alles von sich. Aber
 sie konnte aber sollte so seltsame, unruhige,
 qualerliche Stimmung nicht fortkommen.“

Nun lag das alles wieder hinter ihr.
 Wie in eine andere, eine tiefere Welt stieg
 sie wieder in die alten Verhältnisse hinein.
 Stumm vermochte sie sich dieses starken Wider-
 standes erwehren, als sie die prunkvolle Nämme
 des Schlingenschlusses betrat.

Es war ein schmerzliches Aufstehen. Die Kinder
 waren durch das mühsame Wachen der Arbeit
 entzündet und total verneigt. Mit klugen
 Gähnen und unruhig zu der feinsten geistigen
 Antreibung setzen sie am ersten Morgen da.
 (Fortsetzung folgt.)



Sehn wir die andern nicht begreifen,
Was uns so leicht vom Munde geht,
Muß die Erkenntnis in uns reifen,
Daß jeder Kopf für sich besteht.

Im Hause des Cherubim.

Erzählung von Heinrich Köhler.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)
Als er über den Hof ging, begegnete ihm Rudolf, der soeben aus dem Kontor kam. „Sie wollen gewiß zu meiner Frau, Herr Assessor?“ jagte dieser freundlich zu ihm, denn er hatte die Bücher bemerkt, die sein Mieter unter dem Arm trug. „Das ist leider ein vergeblicher Gang. Sie finden sie nicht mehr, denn sie ist gestern nachmittag nach unserem Landsitz übergesiedelt.“

Als er bemerkt wie sich das Gesicht des jungen Mannes unwillkürlich bei der Nachricht von dieser plötzlichen Abreise veränderte, fuhr er, seine Zigarre in weitem Bogen von sich schleudernd, fort:

„Meinem Bruder und mir kommt diese schnelle Übersiedlung auch nicht gelegen, weil wir bis in den Juni hinein hier viel Arbeit haben. Wir können nur die Sonntage bei meiner Frau zubringen. Aber sie behauptet, sie sei leidend und die Landluft würde ihr gut tun. Mir war das bis jetzt nicht aufgefallen, aber Sie wissen, wenn die Frauen einmal eine Idee in ihrem Kopfe haben, läßt sich schwer dagegen aufkommen.“

Der Assessor kehrte ziemlich niedergeschlagen in seine Wohnung zurück.

Dieser plötzliche Entschluß der jungen Frau zerstörte alle seine Pläne und Berechnungen.

Nur der Gedanke träufelte etwas Honig in die Bitterkeit seiner Enttäuschung, daß Frau Brieger ihn doch wohl sehr fürcht-

ten mußte, da sie so schnell vor ihm geflohen war. Die schleunige Übersiedlung sah ganz wie eine Flucht aus und verriet ihm deutlich, welchen tiefen Eindruck er auf sie gemacht hatte. Jedenfalls hatte sie nur im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche diesen Schritt getan.

Und in der Tat, Elisabeth hatte so etwas wie die Furcht fortgetrieben. — Aber der Assessor beurteilte sie doch sehr falsch, wenn er glaubte, daß es die Furcht vor ihrer eigenen Schwäche war. Elisabeth war ihrem Mann treu ergeben, sie dachte nicht daran und fürchtete es also auch nicht, einen Verstoß gegen ihre ehelichen Pflichten zu begehen.

Aber sie war ein phantasievolles, junges weibliches Wesen, in dessen Köpfchen allerlei Romandeeen spukten, die durch die eigenartige Lektüre der letzten Zeit noch genährt worden waren.

Sie glaubte sich von ihrem Manne nicht verstanden, worin sie ja bis zu einem gewissen Grade nicht unrecht hatte, und suchte darum die Seelengemeinschaft nach einer anderen Seite. Sie suchte aber diese Gemeinschaft nur in rein platonischen Beziehungen, in einem Austausch von ästhetischen Empfindungen, und hielt es nicht für unrecht, mit einem anderen Manne zu „schwärmen“, da der gute Rudolf doch nun einmal dafür nicht zu haben war. Als Seelenfreund und geistig Wahlverwandter war ihr der



Unsere Feldgrauen retten verlassene junge Störche vor dem Verhungern aus einem Storchneft bei Krasnoftaw in Rußisch-Polen.

Assessor willkommen und ihr neunzehnjähriges Köpfchen schmückte ihn sich mit all den ätherisch-ästhetischen Eigenschaften aus, die ein solcher nach ihrer Meinung haben mußte, aber an weiteres dachte sie nicht. Solche Seelenfreundschaften sind ja schon der irrige Traum vieler und älterer Frauen gewesen, warum sollte dieser junge, unerfahrene Kopf, dem es an nützlicher Betätigung fehlte, nicht glauben, daß dergleichen möglich sei, ohne daß die Ehrbarkeit darunter litt.

Aber die Szene von heute vormittag hatte nun doch bei Elisabeth Bedenken erregt.

Sie wußte ja nicht ganz genau, ob der Assessor sich wirklich die betreffende Liebfosung erlaubt hatte. Jedenfalls stand dergleichen nicht in ihrem Programm. Sie hätte ihr zwar auch noch keine tiefere Bedeutung beigemessen, sondern eher geglaubt, daß es nur der Augenblicksimpuls eben einer seelischen Wahlverwandtschaft gewesen sei. Aber immerhin gehörte dergleichen nicht dazu, es war doch wohl nicht anzunehmen, daß Rudolf damit einverstanden war, sie hätte deswegen vor ihm erröten müssen, und das wollte sie nicht. Rudolf war zwar ein Bär, aber doch ein guter, treuer Mensch, den sie nicht kränken wollte.

Der Assessor sollte aus ihrer Entfernung erkennen, daß sie an der Szene heute vormittag etwas nicht ganz in der Ordnung fand — er sollte sich besinnen und den rechten Ton für ihr platonisches Verhältnis wiederzufinden suchen. Getrennt von ihm, konnte sie freier an ihn denken, und die durch die Lektüre angeregten Ideen weiter in sich verarbeiten. Daß er aus ihrer Flucht ganz andere Schlüsse zog, davon hatte sie keine Ahnung.

Vom Tage nach der Übersiedelung der jungen Frau Brieger wurde der Assessor ein fleißiger Besucher der dortigen Gegend und besonders ihrer schönen Waldungen.

Am Ausgang des Dorfes, gerade an der Stelle, wo das Biegerische Landhaus lag, schob sich das bewaldete Bergland wie ein Vorgebirge in die Ebene hinein, die von einem nicht sehr breiten, aber anmutig und malerisch sich dahinschlängelnden Flüsschen belebt wurde.

Von diesem Abhang aus konnte man, ohne selbst gesehen zu werden, das Landhäuschen mit seiner parkartigen Umgebung vollständig überblicken.

In diesen Ort begab Hans Schönfeld sich jeden Tag. Im Schatten des Buchwerks verborgen, beobachtete er, wie von einem Observatorium aus, die Vorgänge in der Villa. Und die Gegend war in ihrem hübschen Frühlingschmuck so lieblich, daß ihm die Zeit bei seinen Träumereien nicht lang wurde.

Die Obstbäume, an denen sich die Kirschchen schon röteten, waren von kleinen zwitschernden Sängern belebt, und zwischen den Weiden und Pappeln schimmerte der Fluß wie ein Streifen geschmolzenen Silbers hindurch. Auf der anderen Seite erhoben sich die Waldungen, vom klaren blauen Himmel überragt, in ihrer ersten Pracht.

Ringsum der stille Friede der Natur, der nur ab und zu durch einen Eisenbahnzug gestört wurde, welcher in der Ferne die Ebene durchquerte und dessen langes Pfeifen schwach herüber tönte.

Das Hauptaugenmerk des Assessors richtete sich auf den kleinen, grünumrankten Pavillon im Garten der Brieger-Villa. Er hatte sich einen Krimsteher mitgebracht, durch den er angelegentlich nach den weißen Mauern des zierlichen Gebäudes hinüberpähte. Schließlich würde die junge Frau von der Einsamkeit doch wohl genug bekommen und auch einmal einen Spaziergang unternehmen.

Nach einigen Tagen wurde seine Geduld endlich belohnt. Er beobachtete, wie Elisabeth die Gartentür öffnete, die kleine Holzbrücke, die über das Flüsschen führte, überschritt und hinter den Büumen verschwand.

Leicht wie eine Gans erklomm sie den ziemlich steilen Abhang und bei einer Wendung befand sie sich plötzlich dem Assessor gegenüber.

Sie stieß einen leisen Schrei der Überraschung aus und blieb am Fuße einer Eiche wie angewurzelt stehen.

„Verzeihung, gnädige Frau,“ sagte Hans Schönfeld mit einer tiefen Verbeugung, „Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe.“

„Glauben Sie mir, daß trotz allem Anschein, der dagegen spricht, diese Begegnung lediglich der Zufall herbeigeführt hat. Seit einer Woche fühle ich mich zu Hause sehr vereinsamt, wozu der Blick Ihrer herabgelassenen Jalouisen wesentlich beitrug, und heute trieb es mich hinaus in die schöne Natur.“

„Es scheint, daß eine geheime Gewalt mich nach dieser Richtung führte, aber der Gedanke lag mir völlig fern, Ihren Frieden durch meine Gegenwart stören zu wollen. Der Zufall, wie gesagt, ist allein daran schuld.“

Elisabeth war nicht sehr geneigt, diesen Versicherungen Glauben zu schenken, aber die Haltung des jungen Mannes war so respektvoll, seine Stimme hatte einen so weichen Klang, seine sanfte und unterwürfige Miene kontrastierte so stark mit seinem Verhalten an jenem Vormittag, daß sie sich sagte, sie würde sich durch zimperliche Zurückhaltung lächerlich machen und ihn dadurch vielleicht gerade ermutigen. Sie schlug also nicht den Rückweg ein, wie sie im ersten Augenblick beabsichtigt hatte, sondern ging unbefangen an seiner Seite den Fußweg weiter, der gerade breit genug war, um zwei Personen nebeneinander gehen zu lassen.

Der Assessor war ein vorzüglicher Gesellschafter, er verstand sich darauf, eine anregende Unterhaltung zu führen.

Sie sprachen über den Inhalt der Bücher, die Elisabeth gelesen hatte, und das geistige Band war damit wieder angeknüpft.

Die junge Frau war von dieser Unterhaltung entzückt, das war der richtige Ton zwischen ihnen, sie lauschte mit Spannung seinen Darlegungen.

Es war köstlich, so Seite an Seite in anregender Unterhaltung mit einem geistvollen Manne zu gehen.

In dieser Beziehung bildete der Assessor eine prächtige Ergänzung ihrer Ehe, man konnte ein solches Verhältnis geradezu als einen Idealzustand bezeichnen.

Zwischen die hohen Buchenstämme hindurch warf die Sonne goldene Reflexe auf den mit Moos bewachsenen Pfad, und zu seiten desselben hoben Glockenblumen und Orchideen ihre zierlichen Blumenhäupter aus dem Grafe empor, während die Goldammern und Zinken ihr melodisches Konzert hören ließen.

Aus den hauchtönennden Phrasen ästhetischer Beredsamkeit ging Hans Schönfeld dann in einen Ton sanfter Melancholie über, indem er von seiner Vereinsamung, von dem Bedürfnis nach Anschluß, welches ihm geradezu Heimweh nach einem trauten Familienleben verursachte, sprach. Er erzählte, daß ihm seine Mutter, die ihn über alles liebte, eine so glückliche Kindheit bereitet hatte, er ließ alle empfindlichen Saiten in seinem Innern erklingen und Elisabeth hörte ihm mit immer größerem Interesse zu.

Es war reizvoll, die Schönheit des herrlichen Juninachmittags zu genießen, und dabei dieser sanften Stimme zu lauschen, so daß die Sonne schon ziemlich niedrig stand, als sie daran dachte, in die Villa zurückzukehren.

Der Assessor begleitete sie bis an den Rand des Waldes und richtete in bescheidenem Tone an sie die Frage, ob es ihr willkommen sei, wenn er sich am nächsten Tage wieder an diesem Orte einfände. Er konnte sich ja denken, daß ihr die Zeit lang werde und stelle sich ihr gern zur Verfügung.

Die junge Frau fand nichts dabei, seinen Vorschlag anzunehmen, und je öfter sie auf diese Weise zusammentrafen, desto größer wurde ihr Geschmack an diesen Zusammenkünften in der schönen, freien Natur.

Der köstliche Rausch dieses schwärmerischen Gedankenaustausches wurde durch das herrliche Wetter begünstigt und sie dachte nicht daran, daß diese idyllischen Spaziergänge irgend welche Gefahr für sie bieten könnten, oder jemand Anstoß daran nehmen würde. Es kam dazu, daß ihr Mann und Franz am nächsten Sonntag durch eine geschäftliche Abhal-

tung verhindert waren, nach der Villa herauszukommen, so daß sie also durch nichts in ihrem Traum gestört wurde.

Der Assessor war entzückt von der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, er zeigte sich äußerst zartfühlend und reserviert und hütete sich wohl, seine gute Situation durch brüskes Vorgehen zu verderben.

Ein böser Zwischenfall griff in der nächsten Woche in diese traulichen Zusammenkünfte störend ein. Bisher war das Wetter stets schön gewesen, aber als sie eines Nachmittags wieder im Walde promenierte, bewölkte sich der Himmel und ein heftiger Donnerschlag zeigte ihnen an, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Sie befanden sich gerade auf einer kleinen Berghöhe, von welcher aus sie das Tal vor sich liegen und den Himmel mit schweren Wolken bedeckt sahen.

In dieser Beleuchtung erschien das Flüsschen so schwarz, als flösse Tinte darin, dicke Regentropfen fielen herab, und der Wind wirbelte große Staubwolken empor.

Man konnte unter diesen Umständen nicht länger im Walde bleiben und die beiden eilten an der Lichtung entlang, durch die Zweige der Buchen nordöstlich gegen den immer stärker fallenden Regen geschützt.

Nicht weit von der Stelle, wo sie aus dem Walde traten, befand sich eine Brauerei, und es war das Geratenste, sich nach dieser zu flüchten, um wenigstens unter Dach und Fach zu sein. Es gelang ihnen auch, die Brauerei zu erreichen, ehe das Wetter mit voller Gewalt hereinbrach.

In einiger Entfernung von dem Hauptgebäude lag die Mälzerei, die Tür zu derselben stand offen, und da soeben ein neuer gewaltiger Donnerschlag die Luft erschütterte, trat die junge Frau schnell entschlossen hier ein und ihr Begleiter folgte ihr.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurden die Schläge leiser und entfernter, der Regen verminderte sich und endlich durchbrach ein Sonnenstrahl die düstere Wolkenwand und kündigte den beiden an, daß sie ihren Zufluchtsort verlassen konnten.

In dem Augenblick, als sie unter der großen Tür des Gebäudes standen, lief draußen ein Mann, der bis auf die Haut durchnäßt schien, an der Mälzerei vorüber und beeilte sich, die Brauerei zu erreichen. Der Vorübergehende war kein anderer als Bernhard Schmitz.

Elisabeth erkannte ihn sofort.

Werkwürdigerweise hatte sie in diesem Moment zum ersten Male das deutliche Gefühl des Unpassenden ihrer Spaziergänge mit dem Assessor.

„Kommen Sie schnell,“ sagte sie zu dem Assessor, „das war Herr Schmitz.“

Das Paar entfernte sich eiligst.

Als sie etwa zwanzig Schritte gegangen waren, fragte der junge Mann seine Begleiterin:

„Sind Sie dessen sicher, daß es Herr Schmitz war?“

„Ich glaube es bestimmt,“ antwortete sie, „vielleicht will er einen Besuch in der Villa machen. Es ist ja möglich, daß auch mein Mann dort schon ist oder noch kommt, denn wir haben uns seit zehn Tagen nicht gesehen.“

Der Assessor wandte den spähenden Blick mit besorgter Miene nach der Brauerei hin.

Ja wahrhaftig, es war Bernhard Schmitz.

Er stand nicht weit von dem Gebäude und hatte der Sonne wegen die Hand über die Augen gelegt, um auf diese Weise besser das sich entfernende Pärchen mit den Bliden verfolgen zu können.

„Zum Teufel, das ist unangenehm,“ murmelte der Assessor, dessen Gesicht sich sehr verfinstert hatte.

Elisabeth war ebenfalls nicht ruhig, aber da sie bemerkte, wie verstimmt ihr Begleiter war, suchte sie ihn zu beschwichtigen.

„Er hat uns ja nur im Rücken gesehen und besitzt außerdem sehr schlechte Augen,“ sagte sie.

„Außerdem, was kann man uns vorwerfen, was ist dabei, wenn wir miteinander spazieren gingen?“

Es war aber merkwürdig, daß sie dabei erröte, denn in diesem Erröten schien ein Widerspruch mit ihren Worten zu liegen.

„Es ist nur, daß Herr Schmitz eine so böse Zunge hat,“ setzte sie hinzu, „man muß sich vor ihm in acht nehmen. Darum werde ich mich beeilen, daß ich nach Hause komme und schnell andere Toilette mache, damit er mich nicht wieder erkennt, wenn er zu uns kommen sollte!“

„Und morgen sagen Sie mir Bescheid,“ bemerkte der Assessor.

„Ich weiß nicht — am Ende ist es doch — ich möchte Ihnen kein bindendes Versprechen geben —“ stotterte Elisabeth.

„Ich muß doch wissen, woran ich bin, es ist durchaus nötig,“ drängte Hans Schönfeld.

„Nun gut, ich will Ihnen erzählen, wie es abgelaufen ist,“ antwortete die junge Frau nach kurzem Zögern.

Darauf trennten sie sich.

Am Nachmittag des nächsten Tages wunderten sich die Angestellten des Bureaus, in welchem Bernhard Schmitz arbeitete, nicht wenig, als dieser plötzlich ausstand und zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit das Gerichtsgebäude verließ.

Etwa eine Stunde später, die Uhr an der kleinen Dorfkirche hatte soeben fünf geschlagen, bog die junge Frau Bieger in den Fußpfad ein, wo der Assessor sie bereits erwartete.

„Nun?“ fragte er, mit forschendem Blick das etwas bleiche Gesicht Elisabeths musternd.

„Ich glaube nicht, daß Herr Schmitz uns erkannt hat. Er stattete in der Tat einen Besuch in der Villa ab, er hatte sich mit meinem Mann und Schwager besprochen. Aber als er kam, war ich von Kopf bis Fuß anders gekleidet, und wenn er eine Ahnung gehabt hätte, würde er sicherlich boshafte Anspielungen gemacht haben, denn er ist nicht der Mann, sich dergleichen entgehen zu lassen. Überdies ist er mir nicht geneigt und würde mir gern einen Streich spielen.“

„Gleichviel,“ entgegnete der Assessor in kurzem Ton, „diese Spaziergänge im Freien waren eine Unklugheit und wir müssen von jetzt ab darauf verzichten.“

Sie warf ihm, von seiner herrischen Sprechweise betroffen, einen überraschten Blick zu und antwortete kühl: „Das habe ich mir auch schon gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Nur wer den Augenblick ergreift . . . !

Skizze von C. de la Küst (Berlin).

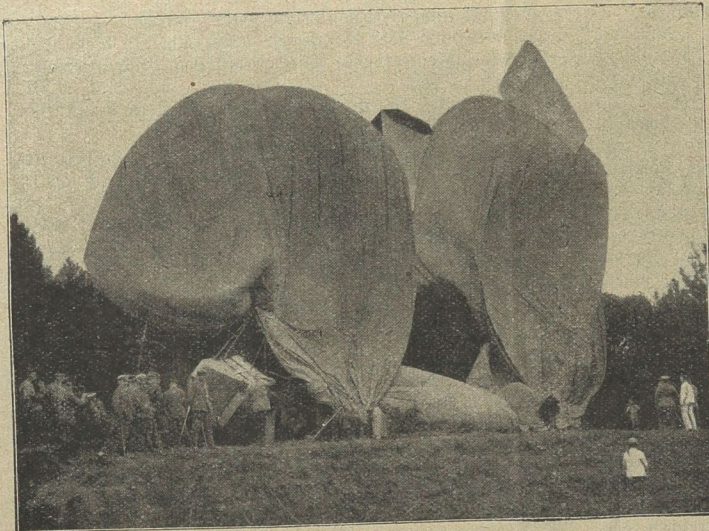
Sonny Mohrbrecht kam die Linden herunter und steuerte zum Brandenburger Tor. Sie hatte zwei Stunden andächtig Bilder gesehen, und ihr war, als sei ihr hübscher Blondkopf ein Eindecker, der ungezügelte Sturzflüge vollführe. Es war ganz unerträglich!

Sie mußte nun etwas Tiergarten, etwas Frühlingsgrün haben und streckenweise geschlossenen Auges menschenleere Wege wandern können, ohne in Gefahr zu geraten.

Vorkäufig mußte sie die gequälten Augen offen halten. Es war recht lebendig hier auf der Kranzler-Seite. Doch

Gott sei Dank kein bekanntes Gesicht! Nur nicht Rede und Antwort stehen müssen!

Unter diesen Ruhe fächernden Einsamkeitsgedanken spaziert Frau Sonny ihre schnurgerade Straße in der Mitte des Bürgersteiges und — machte kurz und scharf Halt. Machte Halt vor einem eleganten, noch schlanken, aber sicher schon andeutungsweise zur Rundung neigenden Manne von dreißig Jahren. Sie hatte ihn zuerst mit den Augen gestellt. Er war sofort bei der Sache und legte mit verbindlichem Gruß etwas fragend seine Hand in die dargebotene weibliche Rechte.



Das französische Luftschiff „Alface“, welches bei Kethel heruntergeschossen wurde, nach seiner unfreiwilligen Landung.

„Ja, wo in aller Welt kommen Sie denn hierher? Sie sollten doch schon seit acht Tagen mit Ihrer Schwester in Paris sein!“

Er schweigt und lächelt, und seine braunen Augen bohrten sich tief in die ihren.

Er ist doch eigentlich ein ganz unausstehlicher Kerl, dieser Günter Konnsdorf, denkt Conny. Immer dieses blöde, fragende Lächeln, man weiß nie, hält er einen zum Besten oder ist er ein richtiggehender Kreiin! Wahrhaftig, wenn er nicht das viele Geld und die nette Schwester hätte, und ein so geselliges Haus machte . . . !

„Hat sich Ihre Reise verschoben?“

„Leider ja, meine Gnädigste!“

„Ihre Schwester ist doch nicht etwa krank?“

„Nein, Gnädigste.“

„Hergott, Sie haben heut wieder Ihren „gnädigen“ Tag!“

Er lachte liebenswürdig: „Ja — wie sollte ich denn, Gnädigste . . .“

„Das ist so irritierend an Ihnen. Mal bin ich immer nur „Frau Conny“. Manchmal erlauben Sie sich sogar ein frisch-fröhliches „Conny“, und dann haben Sie mal wieder die „Gnädigste“-Woche. Man wird aus Ihnen nicht recht klug. Mein Mann sagt das auch.“

„So . . .?“

„Ja, wir kennen uns doch nun schon an die fünf Jahre! Ich bin intim mit Ihrer Schwester, die das ganze Gegenteil von Ihnen ist, aber — mit Ihnen kommt man nicht vorwärts. Wir sind fast täglich zu dreien durch den Grunewald galoppiert, aber . . .“

„Gnädigste . . . also Frau Conny, warum reiten Sie eigentlich nicht . . .“

„Der Doktor hat's mir doch verboten! Ich hab's Ihnen doch bei Ihrem letzten Souper haarklein auseinandergesetzt. Aber das ist's eben, Sie hören nie zu, wenn man spricht. Man sieht's Ihnen an, es langweilt Sie alles.“

„O, doch nicht, Frau Conny! In Berlin vergißt man nur schnell, man muß zu viel hören und sehen. Also bitte, wie war's doch, warum sollen Sie nicht reiten?“

„Ich — habe — eine — Wanderniere! — Sie — soll — erst — festwachsen!“

„Ach ja, ja — sehr bedauerlich! Ist's nun bald so weit?“

„Im Herbst reite ich sicher wieder, ob das Ding wandert oder nicht! Ich reite dann — ich halt's nicht aus länger! Aus

Verzweiflung gehe ich schon mehrmals in der Woche Bilder sehen.“

„Ach . . .!“

„Jeder Sport ist mir ja lieber. Aber mein Mann hält darauf, daß ich ab und an etwas für meine Bildung tue,“ lachte Frau Conny. „Heute mache ich damit aber Schluß — es geht mir zu sehr an die Nerven, mein Kopf ist mir . . .“ Frau Conny vollendete den Satz nicht, weil sie nie log. Und sie mußte sich eingestehen, daß der Propeller aus ihrem Kopfe verschwunden war. Diese Begegnung mit Günter Konnsdorf hatte sie doch aufgemuntert. Sie mußte sich immer an ihm ärgern, das belebt die kaputtesten Nerven!

„Also nun sagen Sie endlich, warum sind Sie nicht längst in Paris mit Wanda?“

„Ich hatte Abhaltungen.“

„Sie — Abhaltungen? Sie Nichtstuer in Person?“

„Doch — ich tue mehr als Sie denken — Frau Conny.“

Wieder dieser bohrende Blick und dies ungewisse abwartende Lächeln. „Also was denn?“

„Das läßt sich nicht in zwei Worten sagen.“

„Sie dürfen auch mehrere Sätze hintereinander reden.“

„Wenn ich von Paris zurück bin, will ich Ihnen das mal auseinandersetzen.“

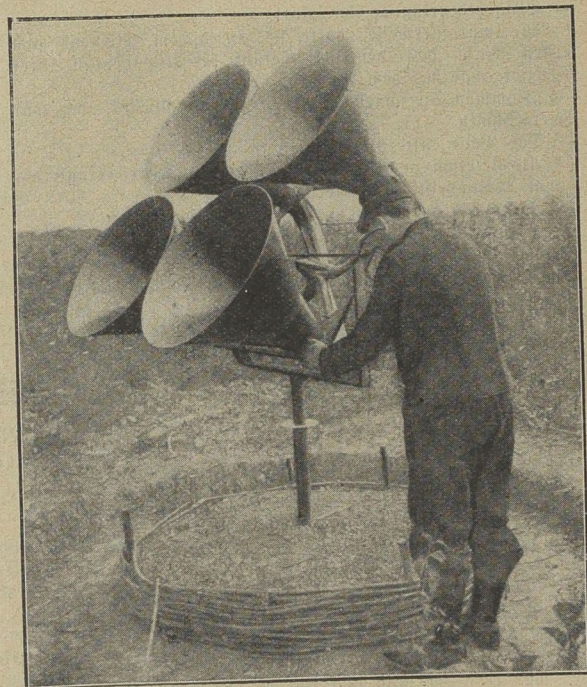
„Wann geht's denn nun fort?“

„Am Montag.“

„Da komme ich noch mal zu Wanda hinauf.“

„Sie wird sich natürlich sehr freuen — im übrigen gelten wir überall als verreist. Wanda ist recht müde vom Winter.“

„Das sind wir alle! Ich möchte auch fort, aber Hans kann doch nie vor August. Das ist eine Prüfung für mich alljährlich, glauben Sie mir. Überhaupt so ein beehrter Arzt — da



Abwehrmaßnahmen gegen Fliegerangriffe in Paris. Französischer Sucherposten mit Schalltrichtern und Mikrophonen.

kommt die Frau immer zuletzt oder gar nicht!"

"Ja, ja — das ist schlimm für eine so junge, schöne, lebensvolle Frau," meinte Konnsdorf mit dem bohrenden Blick. —

"Lieber Gott, wie Sie sich ausschwingen!" lachte Conny. „Kommen Sie mit durch den Tiergarten? Ich muß Erdgeruch haben — das harte Pflaster . . .“

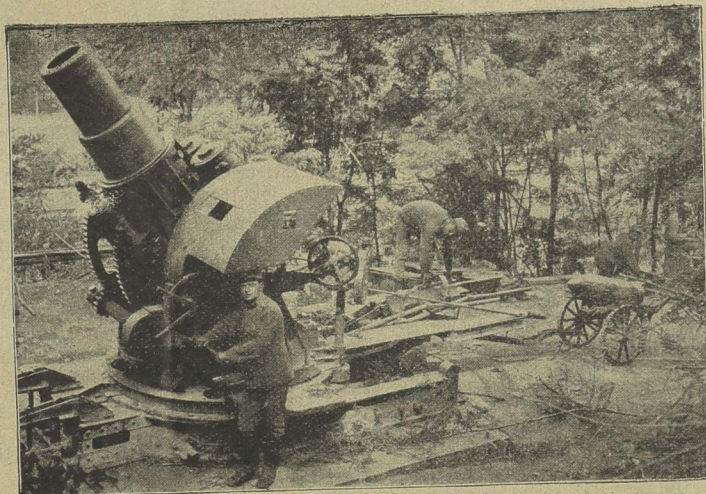
Konnsdorf sah nach der Uhr. „Es wäre mir ein besonderes Vergnügen, aber . . .“

„. . . Sie sind zu faul dazu!“

„Nein, nein! Aber — ich soll für heut abend Billetts für die Oper besorgen — Wanda will nochmal den Kolentavaler hören.“

„Das ist ein Gedanke! Wollen Sie ein Billett für mich mit besorgen?“

„Aber selbstverständlich! Nur — ich habe eben mit Schreden bemerkt — ich habe mein Portefeuille verloren oder zu Hause gelassen. So muß ich erst noch zu einem Bekannten hin-



Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Österreichischer 30,5 Mörser in Feuerstellung.

küßte Frau Conny ritterlich die Hand und stieg grüßend ein. „Sie wissen doch: Steinplatz 940!“

„Aber ja . . .!“ — — — — — Gegen drei Uhr wurde die „gnädige Frau“ am Telefon verlangt.

„Hier Frau Professor Mohrbrecht.“

„Hier — Wandas Bruder!“

„Ah, lieber Konnsdorf; Sie haben —“

„Verzeihen Sie — wer soll ich sein?“

„Gün-ter Konns-dorf! Wandas Bruder, jagten Sie doch!“

„Also Günter Konnsdorf . . .?“

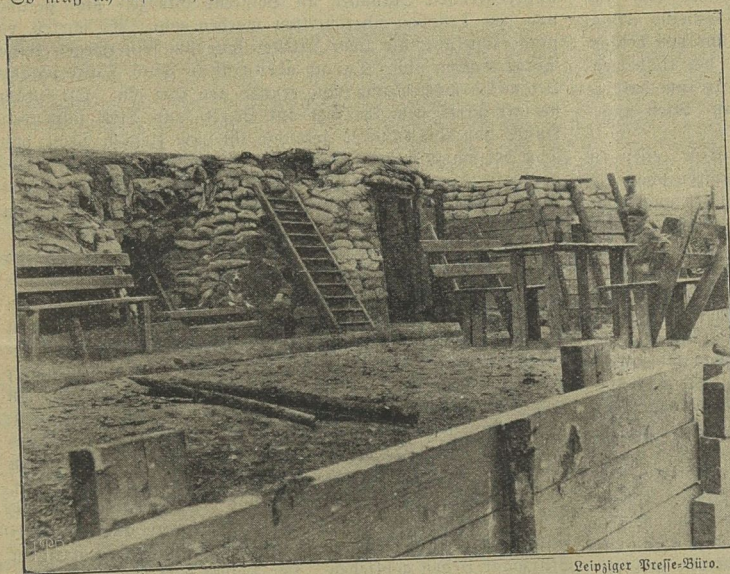
„Ja, sind Sie denn nicht Konnsdorf?“

„Leider nein, süße Conny, der bin ich nicht!“

„Wer denn . . .?“

„Der Herr, den Sie heute Unter den Linden so freundlich ansprachen.“

„Ich teile Ihnen nur in Eile mit, daß es mir nicht vergönnt ist, mit Ihnen die



Leipziger Presse-Büro.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Blick in eine deutsche Stellung am Hertanal. Unten sind Bretterwände angebracht, um das Eindringen des Wassers vom Kanal zu verhindern.

auf, mir Geld holen — es könnte leicht zu spät werden, wenn . . .“

„Und wenn Sie den nicht antreffen?“

Konnsdorf hob leicht die Schultern. „Wanda würde mich töten!“

„Dreißig Mark habe ich bei mir! Das reicht doch. Was wollen Sie da erst noch —“

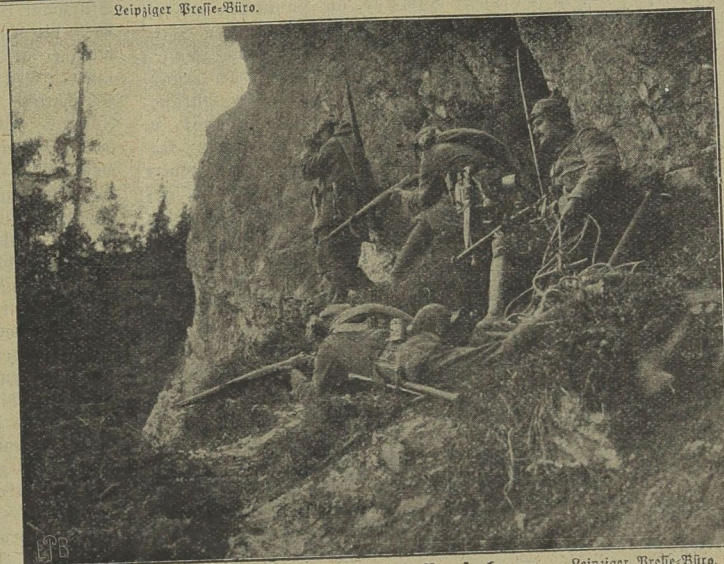
„Freilich — wenn Sie mir die dreißig Mark anvertrauen wollen — wir verrechnen uns dann am Abend.“

„Natürlich! Telephonieren Sie mir nachher gleich, ob Sie Plätze haben. Wir treffen uns dann in der Garderobe.“

„Und Ihr Herr Gemahl . . .?“

„Hat 'ne schwere Sitzung, auf den ist nicht zu rechnen!“

„Bon! Also dann auf Wiedersehen heut abend, meine gnädigste Frau — Frau Conny.“ Konnsdorf winkte einem Auto,



Gefahrvolle Patrouille in den Vogesenbergen. Leipziger Presse-Büro.

Oper zu genießen — da ich Berlin in einer halben Stunde verlasse. Das Pflaster brennt schon etwas unter den Füßen."

Conny Mohrbrecht faßte sich mit der freien Hand wild in ihr schönes blondes Haar. „Ich verstehe immer noch nicht..."

„... Daß mir Ihre dreißig Mark noch ein angenehmes Souvenir waren? Ja, ich besaße mich auch gemeinhin nicht mit solchen Bagatellen, aber na... es war mir ein Fest, Sie noch kennen gelernt zu haben. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir meine Original-Ausgabe, den Günther Konnsdorf! Schade — da wäre mehr zu machen gewesen! Adieu, süße Conny...!"

„Lump...!" schrie Conny noch in den Apparat hinein. Dann fiel sie in eine gelinde Ohnmacht, erholte sich schnell und setzte die Kurbel in Bewegung.

Sie erfuhr vom Hausmädchen, daß Herr und Fräulein Konnsdorf seit acht Tagen wohl und munter in Paris wären und auch schon eine Karte geschrieben hätten.

„Ja, wie war denn das nur möglich?! Es war ja nicht allein das Gesicht! Die Stimme, der bohrende Blick, das blöde, abwartende Lächeln. Sie verlor manchmal beinahe den Verstand darüber, wenn sie mit Konnsdorf zusammentraf. Aber erst lange danach fand sie den Mut, zu ihm von dem seltsamen Erlebnis zu sprechen.

Der lachte sein blödes Lächeln: „Wir haben den Kerl in Paris getroffen, in unserem Hotel. Es war ein Glück für mich, daß wir zur selben Zeit da logierten, sonst hätte ich da etwas erleben können. Ja, denken Sie, Frau Conny — Wanda hatte sich beim Frühstück eben zu ihm an den Tisch gesetzt, als — er wegen Einbruch in die Hotelzimmer verhaftet wurde... er hatte Juwelen im Werte von einer halben Million in seinen Koffern."

„Ja — ist es nicht entsetzlich!" sagte Wanda. „Ich selbst konnte Günter nicht von ihm unterscheiden, und doch — er war fast einen halben Kopf größer."

Treff, eine Geschichte für große und kleine Leute.

Von A. C. Olden.

Lebe wohl, mein lieber Junge! Gott behüte dich und führe dich glücklich und gesund wieder in meine Arme! Kämpfe für Deutschlands Ehre, als hinge sie nur von deinem Verhalten ab, und — hier brach die Stimme der tiefbewegten Sprecherin, die wohl noch die herzliche Bitte um baldige Nachricht hinzusetzen wollte, und der Nachsatz blieb ungesprochen.

Frau Förstermann nahm Abschied von ihrem einzigen Sohne Wilhelm, der sich mit seinen siebzehn Jahren schon als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und auch sofort angenommen war. Er war sehr kräftig für sein Alter und glühte vor Kampfbegier gegen den Erbfeind.

Sein bereits vor Jahren gestorbener Vater war Forstmeister in den ausgedehnten Waldungen des Fürsten Solm gewesen, und der Knabe war fern dem städtischen Treiben in großer Einsamkeit aufgewachsen. Bei der Entfernung des nächsten Ortes besaß er wenige Spielkameraden und unter den Schulgenossen nur einen kleinen Freund. Doch auch der Verkehr mit diesem wurde durch die weiten Wege sehr eingeschränkt. Um so mehr schloß er sich mit innigster Zuneigung der geliebten Mutter an.

Sie hielt den Sohn zum Lernen an, gab ihm aber daneben volle Freiheit, in Wald und Flur umherzuzitreifen.kehrte er dann bei einbrechender Dämmerung zu ihr zurück, so wußte er immer lebhaft von allerlei Abenteuern zu erzählen, bei denen Treff, sein guter Kamerad, die Hauptrolle gespielt hatte. Der Hund wich nicht von seines jungen Herrn Seite, sobald dieser auf Entdeckungszügen, wie er seine weiten Waldspaziergänge nannte, ausging, und das war der besorgten Mutter sehr recht. Wilhelm war tapfer, ja tollkühn, insolgeßessen befand er sich schon mehr dem einmal in Lebensgefahr und wurde zum Beispiel nur durch Treffs tatkräftige Hilfe vom Ertrinken in einem mit trügerischem Gras bewachsenen Morast bewahrt. Zwar gestand er der Mutter freimütig den erlittenen Unfall, wie mit beredten Worten Treffs Leitung ein, erhielt nach einer eindringlichen Strafpredigt und gelobten Besserung auch Verzeihung; aber das Mutterherz blieb fortan in Sorge um den waghalsigen Jungen, dem kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief war. Die Kinderzeit verging. Sein Arm war stark und groß sein Mut, deshalb verlangte ihn auch, als der Krieg ausbrach, danach, das Schwert fürs bedrohte Vaterland zu schwingen. Sein Mütterchen vergoß in der Stille der Nacht heimlich manch bittere Träne. Aber als die Trennungsschmerz, ließ sie ihren Einzigen ohne Murren und Weinen von dannen ziehen. Auch sie gehörte zu der unendlich großen Schar deutscher Frauen, die betend ihr Liebstes aufopfern und das Herzeleid nur im verschwiegenen Kämmerlein vor Gott bringen. Treff aber war ganz untröstlich. Wilhelm Förstermann sandte die erste Nachricht aus einem

unbedeutenden Städtchen an Belgiens Grenze, die gerade von den Truppen überschritten worden war. Er schrieb, es ginge ihm gut, die liebe Mutter solle sich seinetwegen keine Sorge machen usw. Danach aber traf zu Frau Förstermanns Leidwesen wochenlang keine Kunde von ihm ein. Oft sprach sie mit Treff, dem ihr jetzt auf Schritt und Tritt folgenden Hunde von ihm, und es gereichte ihr zum kleinen Trost, das Tier bei sich zu haben. Endlich fand einmal wieder eine Feldpostkarte ihren Weg zu ihr. Wilhelm hatte schon einige Gesetze mitgemacht und befand sich gleichfalls vor Ypern mitten im feindlichen Lande.

Gerade um diese Zeit wurde Frau Förstermann dringend um Hergabe ihres Treffs ersucht, der zum Sanitätshunde ausgebildet und mit im Heeresdienste verwendet werden sollte. Es wurde ihr klar, sie mußte ihren Knecht, treuen Genossen ebenfalls dem Vaterlande opfern. Er wurde fortgebracht, und sie hörte nur, daß Treff sich in hervorragender Weise gelehrt zeigte. Während sie sorgend und bangend im einsamen Waldhause verweilte, tobte draußen der Krieg. Ein Krieg, so blutig und schwer, wie nie einer zuvor. Tausende der braven Feldgrauen raffte der Soldatentod auf dem Schlachtfelde dahin. Aber unzählige Tapfere harrten noch, von feindlicher Hand hingestreckt und kampfunfähig gemacht, der heißersehnten Hilfe. Sie tat wahrlich not, auch bei Wilhelm Förstermann. Er war schwer verwundet auf einem Sturzader liegen geblieben. Der Befehl zum Vorwärtsgen hatte die Kameraden von dannen getrieben. Voller Bedauern mußten sie den Hilfslosen seinem traurigen Schicksal überlassen. Erst am späten Abend wurde er von der das Schlachtfeld abscheidenden Sanitätskolonne im bewußtlosen Zustande und im Blute schwimmend aufgefunden. Er wäre wohl überhaupt bei der Dunkelheit nicht entdeckt worden, wenn nicht zu seinem größten Glück gerade sein Toff mit auf der Suche gewesen wäre und ihn mit seinem wunderbaren, unbegreiflichen Instinkt ausgespürt hätte. Als der junge Krieger endlich unter den Bemühungen der Sanitäter die Augen aufschlug, war Treff vor Freude wie toll und bezeugte seine Anhänglichkeit in der rührendsten Weise. Aber auch sein früherer Herr empfand dies Zusammentreffen mit inniger Bewegung. Sobald er nur einigermaßen gut gebettet auf der Tragbahre lag, streichelte er fortwährend den treuen Lebensgeretter. „Mein Hundchen, mein Hundchen, du braves Tier," sagte er, keinen Blick von ihm wendend. „Wie soll ich dir danken; und wie wird Mutter sich freuen! Später kommst du wieder zu uns."

Wilhelm genas nach monatelanger Pflege im Lazarett und kam dann abermals an die Front. Treff wurde noch vielen zum Lebensretter, die ohne seinen vorzüglichen Spürsinn verloren gewesen wären. Sind doch diese Sanitätshunde jetzt unersehbliche Wohltäter der notleidenden Streiter geworden.

Was ich wünschte vor manchem Jahr,
 hat das Leben mit mir bekehrt,
 Aber es hat mich dafür belehrt,
 Daß mein Wunsch ein Irrthum war.

Fürs Hauts.

Der predigt von des Leb. is Nichtigkeit
 Und jener von des Lebens Wichtigkeit;
 Vor beides wohl, mein Sohn, und merke dir:
 Halb hats mit beidem seine Nichtigkeit.

Herbstrosen.

Du Welt voll Lenz und Sonnenschein,
 Voll Maienduft und Liebesglut,
 Du wunderbarer Zauberschrein,
 In dem die Blumentön'gin ruht,
 Du Lieberbuch der Nachtigall,
 Die längst in ihre Heimat slog;
 Ich grüße dich viel tausend Mal,
 Dich, Rose, die der Herbst ergog.

Du bist ein linder Frühlingstraum
 In reifumwob'ner Herbstesnacht,
 Die deines Kleides Purpurraum
 Manch' blühenden Juwel gebracht;
 Drin glänztst du im Sonnenstrahl
 Wie eine reichgeschmückte Braut,
 Dich grüßt die Welt viel tausend Mal,
 Der du noch stehend angetraut.

Ja, stehend — denn des Reifes Glanz,
 Des Herbstes Diablen ist kalt:
 Ein giftgetränkter Totentrang
 Auf deine blühende Gestalt.
 In kaltem, nord'schem Zaubersaal
 Begräbt dich wohl die nächste Nacht;
 Dann lei gegrüßt viel tausend Mal,
 Du, Rose, die der Herbst gebracht.

Rudolf Rung.

Die Arbeit.

Die Lust und Freude am Schaffen, bestehe dasselbe nun in geistiger Arbeit oder in körperlicher Betätigung, können wir mit Zug und Recht als Glückseligkeit bezeichnen. Und da wir Frauen das Vorrecht der von Jugend auf zur Geschäftlichkeit erzogenen Hand besitzen, — einer der wenigen Punkte, der uns einen Vorzug vor den Männern einräumt, — so sind wir glücklich dadurch, daß wir uns stets zu beschäftigen wissen. Unsere Hände brauchen, vorausgesetzt, daß wir nicht zu den Arbeitshen gehören, nie müßig zu feiern; denn für Frauenhand gibt es unausgesetzte etwas zu schaffen. Ja, selbst die wahrlich zeitvergebenden und augenverderbenden „feinen Handarbeiten“ der jungen Mädchen, sogar auch unser liebes altmodisches Strickzeug, so wenige teure Vorzüge beide noch besitzen, in unserer Zeit der Maschinenarbeit, — sie haben und behalten ihren idealen Wert. Es ist ein Unterschied zwischen maschinengewebten Strümpfen und selbstgestrickten, ein Unterschied, möchte ich sagen, der hauptsächlich in der Idee liegt. Die eigengestrickten sind uns lieb und wert, die gekauften — gleichgültig.

Ebenso verhält es sich mit Geschenken, die eigene Arbeit des Gebers sind. Es ist nicht dasselbe, ob der kleine Teppich vor deinem Schreibtische ein gekaufter ist, oder das Wert einer geliebten Freundin; denn im letzteren Falle ist er ein Gegenstand, den du oft mit Kühlung betrachtest; die unzähligen Stiche hat sie für dich gemacht, — du denkst an die liebe Seele, zu der diese fleißige Hand gehört, und eine Kette holden Erinnerens fügt Glied an Glied sich zueinander. Und so eine Handarbeit braucht gar nicht einmal schön oder besonders praktisch zu sein, und hat doch ihre innere Mission; denn immer predigt sie „Erinnerung“!

Gerade in der mechanischen Arbeit liegt eine ungläubliche Heilkraft verborgen; sie ist der wahre Arzt der Seele. Nicht immer verfügst du über geistige Anregungsmittel,

die dich deiner gedrückten Stimmung entziehen, — so greife zu einer Arbeit, die unter deiner Hand wächst und gefördert wird, stelle dir selbst eine Aufgabe, und du wirst sehen, deine Unlust schwindet, du hebst dich geistig empor an der rein mechanischen Tätigkeit. Die Arbeit ist das Paradies der Erde, und glücklich der, welcher im Vollbesitz aller Kräfte ein reiches Arbeitsfeld sein eigen nennt.

Für die Küche.

Estaloppes von Fisch. Kleine Sechse oder Zander werden geschlachtet, dann schneidet man Kopf und Schwanz ab, entfernt die Haut, löst das Fleisch vom Rückgrat los, zieht die Gräten heraus, schneidet es in möglichst runde, fingerdicke Scheiben von der Größe eines Tellerstückes, legt dieselben in eine flache, mit Butter bestrichene Pfanne, beträufelt sie mit Zitronensaft, bestreut sie mit etwas Salz und weißem Pfeffer, gießt geklärt Butter darüber und brätet die Estaloppes über reichem Feuer auf beiden Seiten durch, richtet sie zierlich um eine Schüssel an und gießt in die Mitte eine helle Champignon-, Kapern- oder Trüffelauce.

Kalbfüße in Kräuterjauce. Die Kalbfüße werden rein gewaschen und in Salzwasser weich gekocht. Dann nimmt man die Füße heraus, löst die Beine aus und schneidet sie in zwei Teile. Nun quirlt man 2 bis 3 Eier, vermischt das Fleisch darin um, bestreut es mit Semmelbröseln und bade es auf beiden Seiten in einer Omelettenpfanne schön dunkelgelb. Dann legt man die Kalbfüße in eine Schüssel, gießt Sauce darüber und bringt sie sofort zu Tisch.

Kalbshirnschnitten. Aus einem halben, gewässerten und in zwei Stunden in Salzwasser weichgekochten Kalbskopf löst man das Hirn, schneidet dies in Scheibchen, bestreut es mit Salz, wendet es in Ei und Semmel, brätet es in vorher gebräunter Butter vier bis fünf Minuten braun. Das Fleisch vom Kopf verwendet man zu Sülze und Gelee; die Fleischbrühe gibt mit etwas Suppengrün und einer Einnlage eine feine Suppe; sollte sie zu matt sein, so wird sie durch etwas Fleischextrakt geträgtigt und mit einem Ei abgerührt.

Butter lange und wickelmessend auszubewahren. Man mischt unter 3 Kilogr. von allen Milchteilen gereinigte Butter, 12 Gr. Salpeter, 66 Gr. Zucker und 100 Gr. Salz. Nun drüde man die Butter in Seindröpie, überstreiche mit Salz, binde sie mit Papier zu und stelle sie an einen kühlen Ort, wo keine Luft hinzukommen kann.

Haushaltung.

Wäschezähler und Nadelstiften. Aus einfarbigem Seidenstoff fertigt man ein Nadelstiften, welches auf der einen Seite zur Aufnahme von Nadeln, auf der andern als Wäschezähler dient. Ein Stück roter Seidenstoff wird dazu in der doppelten Größe eines Nadelstiften geschritten. Diejenige Hälfte, welche als Wäschezähler dienen soll, wird der Quere nach durch Linien in soviel Teile geteilt, als man Wäschearten anzuzählen hat. Hierauf löst man zur Linken einen größeren Raum frei und teilt den übrigen durch Längslinien in kleine Vierecke. In die erste obere Reihe schreibt man mit weißer Farbe die Zahlen von 1 bis 20 und in die erste Spalte links die Aufschriften für die Wäschearten. Zum Füllen wird ein Leinwandstück mit Sägespänen und Weidenpulver gefüllt. Sind die Aufschriften trocken, so wird das Stücken mit dem Stoff überzogen und ringsherum mit einer Schnur befestigt, welche an einer Ecke in einer

Schlinge zum Aufhängen ausläuft. Um die Zahl der Wäschestücke zu bezeichnen, die man der Wäscherin gab, steckt man buntknöpfige Stednadeln in die betreffenden Vierecke.

Eherenjutteral und Nadelstiften. Man schneidet aus einem Pappdeckel eine beliebige Form, überzieht dieselbe mit farbigem Atlas und befestigt den Außenrand derselben mit Schnüren. Darauf werden die Formen zu den Eheren aufgenäht und mit Schnürchen befestigt. Das Nadelstiften, welches oberhalb der Eherenjutterale anzubringen ist, wird mit Wolle ausgefüllt und ebenfalls mit Schnürchen befestigt. Zuletzt wird die Arbeit besonders schön machen, so kann man das Ganze mit einer Unterlage von Watte zwischen den Pappdeckeln herstellen.

Verjüngte Wäsche bereitet den Hausfrauen stets Ärger. Gegen diesen Schaden hilft eine Lösung aus 100 Gr. Chloralkali und 900 Gr. heißem Wasser. Sobald die Mischung klar geworden, taucht man reine Leinwand oder Watte in dieselbe ein und bestreicht damit die verjüngte Stelle. Ist die Wäsche gestärkt, so muß die Stärke vorher durch Chloralkalilösung beseitigt werden. Nach Verschwinden des Sengeflechtes wäscht man mit kaltem Wasser die Chloralkalilösung aus der wieder weiß gewordenen Stelle der Wäsche aus.

Tintenflecke verschwinden aus bunten Woll- und Baumwollstoffen durch Einreiben mit Glycerin und Nachwaschen in warmem Wasser mit etwas Seife. Tintenflecke in weißen Stoffen behandelt man mit Zitronensäure, indem man denselben einige Zeit darin weichen läßt und eventuell das Verfahren wiederholt. Der zurückbleibende gelbe Fleck wird in gleicher Weise mit Alkohollösung präpariert.

Exproble.

Aufpolieren von Holz. Zum Reinigen und Aufpolieren von Holzstäben bedient man sich zweckmäßig einer Auflösung von weißem Cerolin in erwärmtem Petroleum. Nachdem das Petroleum verdunstet ist, wärmer ein Tag vergehen kann, erlangen die Flächen nach dem Abreiben mit einem Flanellappen einen sehr schönen Glanz.

Erhärteten Fensterritt abzulösen. Um erhärteten Fensterritt ablösen zu können, ohne die Scheibe zu beschädigen, empfiehlt sich eine Gemenge von Pottasche und pulverisiertem frisch gebranntem Kalk, welches mit Wasser und Schmierseife zu einem klüftigen, langsam trocknenden Brei angerührt wird. Mit diesem überstreicht man den Ritt zu wiederholten Malen, bis er weich geworden ist, worauf er sich dann ohne Gefahr für die Scheibe ablösen läßt.

Glasgeräte zu feilen. Ein einfaches Mittel besteht darin, daß man eine Feile in starke Natronlauge und dann noch nah in groben Sand steckt. Mit dieser mit Sand und Natronlauge bedeckten Feile kann man Glasgeräte in ganz rücksichtsloser Weise bearbeiten, ohne ein Springen des Glases befürchten zu müssen.

Ritt für Petroleumlampen. Man rühre gebrannten Gips mit einer Auflösung von Alaun zu einem Brei an, oder man menge ersteren mit einer mäßigen Lösung von Wasserglas, bis die Mischung Sirupdicke erhält.

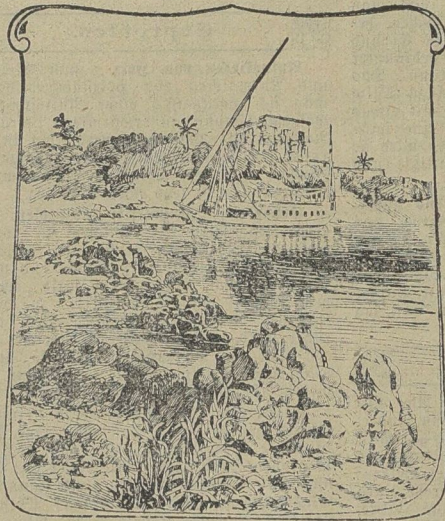
Zerbrochene Gipsfiguren. Man löst kleine Stücke Zelluloid in Äther, gießt die Flüssigkeit nach einer Weile ab (eine Viertelstunde knapp) und verwendet den teigigen Bodensatz als Kitt. Derselbe trocknet sehr schnell und löst sich nicht, wenn er mit Wasser in Berührung gebracht wird.



Vom großen Rückzug der Russen.
Die russischen Truppen stecken ihre eigenen Dörfer beim Verlassen derselben in Brand. Nach engl. Darstellung.

Rätsellecke.

Suchbild.



Wo ist John Bull?

Rätsel.

Legst du das Erste traktierst du recht,
Legst du das Zweite, dagegen schlecht,
Ziehst du das Ganze, murrst der Wirt,
Bei welchem du ansonst geest.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Silberrätsel.

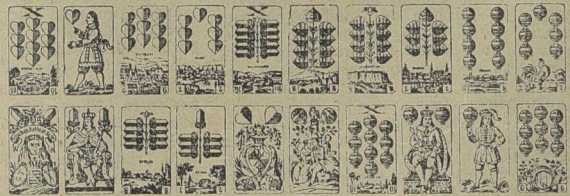
Trinidad, Süden, Jorea, Nebel, Greenrod, Tell, Armada, Urj,
Tjingtau — Falkland.

Scherzrätsel. Seeje.

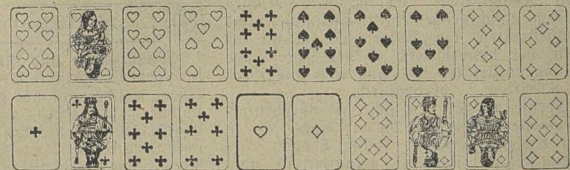
Staufgabe.

Die Kartenverteilung war folgende: Der Gang des Spieles ist danach für den Kundigen selbstverständlich.

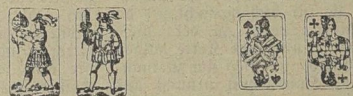
deutsch:



französisch:



Im Stat:



Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Geiellh. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anb. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

